



## Die Schuld

Endlich erwacht sie. Endlich, denke ich. Denn umso schneller kommt der überwältigende, aber auch gefürchtete Moment, wenn ich mit ihr zu Sprechen beginnen werde. Bislang hatte ich niemals länger als ein paar Minuten mit ihr gesprochen, und nun bin ich zuversichtlich, daß es deutlich mehr sein würde. Meine an der Wand stützende Hand klebt noch immer, als wurde sie in Leim getaucht. Auch meine Füße wollen mir nicht recht gehorchen, ich fürchte gar, nicht weiterlaufen zu können. Und warum das alles? Für ein Mädchen, das es wert ist, daß man für sie stehen bleibt!

Wieder springt ein Funken der Erinnerung in mir, aus denen ich gänzlich zu bestehen scheine. Da zeigt sich ein Bild, wie ich am Fenster stehe und beim Blick auf die Straße mir das Herz gefriert, weil ich jeden Moment Annie's zu erkennen glaube. Mir bleibe dabei die frontale Ansicht, der ich mich nicht entziehen kann. Und ferner will ich das gar nicht!

Ich liebe gerne und ich liebe, wie ich will. Mein Leben kann niemals von einer anderen Hand bestimmt werden. Nur vom Eindruck eines Wesens, das ich zu lieben gedenke. Gleichsam ist es bei Annie's.

Jetzt, da ich gerade von ihr schwärme, öffnet sich ihr Antlitz. In meiner Ehrfurcht ist mir beinahe entgangen, daß sie inzwischen die Augen aufgeschlagen hat und mich ansieht. Zum ersten Mal seit Monaten starre ich ihr paralytisch ins Gesicht, denn ich weiß, daß sie zunächst nicht zurückblicken kann.

Sekundenlang verharren wir, und gewiß staunt sie ebenso wie ich über diese ungewöhnliche Lage. Glaubst sie sich noch in ihrem Zimmer daheim zu befinden? Oder zu träumen, da ich hier bin und sie in einem fremden Bett liegt? Erkennt sie

mich überhaupt? Sieht sie mich als Eindringling? – Doch das bin ich nicht, und auch sie ist kein Eindringling in »meiner Welt«. Trotzdem zeigen ihre Augen die Angst, wie die meinen Aufregung verkünden.

Nun, da sie sieht, daß von mir keine Gefahr ausgeht, richtet sie wortlos ihren Blick auf die einzelnen Möbel und Winkel im Zimmer. Mit einem Auge, nicht weniger mißtrauisch, hält sie mich unter Beobachtung. Sie fixiert den Nachttisch, das Fenster, die Tür und die Deckenverkleidung. Das sollte reichen zu erkennen, daß sie irgendwo anders ist. Ihre Analyse endet wieder bei mir.

Verlegen habe ich die mir aufgelastete Schuld nicht vergessen: Ich, und nur ich, bin dafür verantwortlich, daß sie niemals wieder ihre Familie oder Freunde sehen wird. So verdamme ich sie gewissermaßen zu einem Leben mit mir und habe keine Ahnung, ob das ihr geheimer Wunsch ist. Man mag es als Fluch betrachten, daß Wünsche wahr werden. Wann immer man nach so einer Fähigkeit strebt, derjenige ist der Erkenntnis unfähig, wie es ist, wenn sich tatsächlich alles nach seinen Vorstellungen in der Realität manifestiert. So begehre ich mir Annieks Liebe – und bin nun ihr schnöder Entführer! Wie konnte ich mein Begehren vermindern oder lenken, auf daß sie mir nicht erschiene? Wäre ich dann nicht unzufrieden und unvollkommen? Nun ist sie hier und ergänzt mich zu einem Ganzen. Aber Zufriedenheit und Seelenruhe fehlt uns beiden.

Anniek hat seit unserer ersten Begegnung die Begehrlichkeit geweckt, mit ihr zusammenleben zu wollen. Nur sträube ich mich vor der Arroganz, diesen Zustand auf diesem Wege nun erzwungen zu haben. Liebe ich sie, oder will ich über ihr Leben bestimmen? Beide Enden schließen einander aus. Mir bleibt nur sie zu überzeugen, von sich aus die Akzeptanz zu diesem Dasein zu finden.

Was aber, wenn sie mich hasst und beschimpft, weil sie in ihre gewohnte Umgebung zurückkehren will? Was, wenn ich ihr nicht helfen kann, selbst wenn ich es mir wünsche? Führt dann nicht letztendlich der Wunsch nach ihr zu einem gesteigerten Mißverständnis meiner Motive? Ebenso hätte ich sie auf offener Straße entführen können, um dann ihre Liebe für dieses Verbrechen einzufordern!

Ihr betörender Blick will sich nicht mehr lösen. Und der meine nicht von ihrem. Mir ist, als wären unsere Augen nur aus diesem Zweck geboren worden, um einander anzuschauen. Gleichsam, wie Donner und Blitz zusammengehören, ver-

mochte mein Instinkt mir nur eines zu raten: Daß wir zusammengehören, füreinander vorgesehen seien. Jeder konnte für sich existieren, und doch kam es einer Offenbarung gleich. Mir mochte es leicht fallen, mein altes Leben mit einem Male zu vergessen, doch was dachte sie? Die Befriedigung über das Ende der Suche und die Macherschaft des Geistes einem Aus gleichzustellen, ist erhaben. So erhaben, daß ich zu lächeln beginne. Und für einen kurzen Moment scheint auch sie zu verdrängen, daß sie hier fremd ist.

Dann, so wie ich es auch getan hätte, besinnt sich das schöne Kind und blickt sich abermals um. Diesmal auch an sich herab, um festzustellen, welches Gewand sie trägt. Auch ich sehe erst jetzt, daß es reinlich scheint. Mit diesen Worten nenne ich die Kleidung, die Annie, Herrin über Schicksal und Emanzipation, zu tragen pflegt. In meinen Augen ist sie nach wie vor im höchsten Gut gebadet und nicht mehr von einem selbstlosen Angesicht zu unterscheiden. Jedoch, Annie findet nichts Sonderbares an sich.

Ich mag den Schwindel eingestehen, der mich in jenem Moment befällt, da sie sich im Bette räkelt. Fasziniert bin ich von ihrer Finesse und graziösen Gebung. Gleich einer Schlange anmutig windet sie sich durch die Falten der Decke, und gleichsam einer vom Wind getriebenen Düne trägt sie ihre Gestalt so leicht und geschmeidig durch die Welten, daß man glaubt, ein schwebender Geist säße unter ihr und würde sie befördern.

Mein Herz, das ich noch niemals in meinem Leben gesehen habe, fühlt sich so stark angetan mir zu zeigen, daß meine Brust anschwellt. Die Lunge, die ich ebenso wenig in meinem Leben gesehen haben kann, will mir platzen und zerreißen, da ich vergesse, einen Atemzug zu tätigen. Und mein Hirn – Stammsitz meiner Vernunft, meines abtrünnigen Denkens und meiner Liebesphilosophie – quält sich über die Sekunden hinweg, die es meine Sinne noch zur Beschäftigung anhält.

So bekömmlich war mir bisher noch niemand erschienen! Daraus resultierte auch der Wunsch, daß ich jemanden auf diese einzigartige Schönheit hinweisen wollte, da ich meinte, ich sey der Einzige, der sie so empfindet. Zum ersten Mal wollte ich meine Liebe teilen – nur, damit man sieht, wen ich vor mir habe.

Ich wünsche zu sagen: »Blicke dar: du gehst in die Kirche, um deinen allmächtigen Gott zu sehen? Meine Göttin schläft im Bett nebenan und ist dabei tausend-

mal mächtiger und tausendmal schöner anzusehen! Außerdem, und das unterscheidet unsere Religionen, glaube ich an sie und weiß, daß sie für mich da sein wird, wenn ich sie brauche.«

Ich glaube, daß sie nur noch wenige Sekunden benötigt, bis sie gänzlich bei Sinnen ist. Auf einmal springt sie erschrocken aus dem Bett und eilt zur Tür, an der ich stehe. Geschockt halte ich mit jeder Reaktion zurück, und tue lieber gar nichts als etwas Abstoßendes.

Aber ich komme zu spät: In Sekundenschnelle hat sie die Tür zugeschlagen und den Schlüssel umgedreht.

»Hey, du!«, klage ich gegen die Tür, hinter der sie stehen muß und sich scheinbar hilflos fühlt in dieser fremden Welt: »Schließe mich bitte nicht aus – ich möchte dir helfen! Ich bin kein Fremder, will dir nichts Böses tun!«

»Woher soll ich das wissen?«, schreit sie panisch heraus, obwohl ich sie nicht sehe.

»Ja.«, seufze ich unschlüssig: »Woher kannst du das wissen?! Erinnerst du dich nicht an mich? Hast du nicht eine Erinnerung mehr?«

»Ich weiß nicht ...«

»Denke einmal nach! Vor wenigen Monaten haben wir uns das letzte Mal gesehen! An einer Bushaltestelle im Winter. Es lag Schnee!«

Dann wird es ganz ruhig und ich erhoffe eine Antwort: »Was? – Der sollst du sein?«

»Nun – ja!«

»Aber ...«

»Ich weiß, daß das unbegreiflich für dich klingen muß.«, fahre ich fort: »Ich verinnerliche sekündlich, wie du in dieser fremden Welt aufwachst und dich fragst, was in den letzten Stunden geschehen sey. Weshalb gerade du ... – Aber du mußt mir vertrauen, wenn ich dir sage: Ich allein bin es, der auf alle deine Fragen eine Antwort hat und dieser Eskapade zu einem gelehrigen und aufschlussreichen Ende verhelfen kann! Und darum mußt du die Tür öffnen. Ich werde dir nichts tun.«

Ich warte einige Sekunden, damit sie Zeit hat sich wieder zu fassen. Wie viel Verständnis ich doch in diesem Moment aufbringe, da ich, dem Glauben nach, mit einer solch verstörenden Reaktion nicht gerechnet habe, obgleich sie abzusehen gewesen

war. Ich Dumbbart war wahrscheinlich wieder einmal viel zu sehr mit mir beschäftigt, als das Offensichtliche zu erkennen: nämlich ihre Angst.

»Ich finde es gut, daß du dich wenigstens an mich erinnerst. Das macht den Übergang leichter.«

»Übergang? Was für ein Übergang? Ich verstehe überhaupt nicht, was du von mir willst! Wo sind wir? Hältst du mich hier gefangen?!«

»Bei Therak! Nein!«, schreie ich auf: »Das wäre das letzte, auf das ich kommen würde! Und – für wahr – muß ich sagen: Ich war es nicht, der sich eingeschlossen hat und sich somit seine Freiheit nahm!«

»Das macht überhaupt nichts zur Sache!«

»Vermutlich nicht. Ich bitte dich wenigstens um Anhörung, wenn du mir schon nicht ins Gesicht blicken kannst. So schwer es auch klingt, habe ich nur diese eine Bitte. Höre; höre, wie ich rede und lausche der Bedeutung meiner Worte; meiner Erklärung an dich! Bist du damit einverstanden? Sonst begehe ich erst gar nicht den Versuch, wenn du dich sowieso verschließt! Denn du mußt innig offen sein für meine Reden, wenn du verstehen willst. Und ich glaube doch, daß es das Richtige wäre, sich von mir so Manches erklären zu lassen! Es wäre nur zu deinem Besten! Also? Was sagst du?«

Wieder gedulde ich mich einige Sekunden, bis ich dann ein »In Ordnung.« auf der anderen Seite der Tür vernehme.

»Ausgezeichnet!«, kommentiere ich und setze mich auf die Türschwelle, während ich mich an die Tür anlehne. Zu der Zeit konnte ich nicht wissen, daß sie sich derweil auf das Bett niedersetzte, um meine Worte zu vernehmen.

»Du mußt wissen, daß ich selbst auch nicht sehr lange hier bin. Genau genommen bin ich nur einige Minuten vor dir im Nachbarzimmer erwacht.«

»Und da willst du alles wissen?«

»Nun«, grins ich, »Das hat einen anderen Grund. Doch bin ich mir nicht sicher, ob du jetzt schon bereit bist, es zu erfahren. Du könntest, wenn du es erfährst, in einen verschlossenen Zustand umkehren, und mir gar nicht mehr zuhören wollen!«

»Das könnte ich aber auch, wenn ich nur auf diese Weise Informationen durch dein Gerede heraushöre! Ich verlange deshalb, daß du mir alles sagst, was hier vorgeht, sonst kann ich tatsächlich unausstehlich werden!«

»Ich schätze«, gebe ich auf, »Das war eindeutig. Also ...«

Ich setze ab und überlege, wie ich es einfach und doch erträglich ausdrücken kann:

»Diese Realität – das Zimmer, worin du dich gerade aufhältst; die Berge, die du durch das Fenster siehst; sogar der Schall, der meine Wortlaute trägt – entspricht nicht jener Wirklichkeit, die du kennst oder gekannt hast. Sie entspringt wahrhaftig meinem ... Geist.«

Ich schäme mich, dies einem so klugen Mädchen sagen zu müssen, da sie es unmöglich glauben würde. Doch was soll ich anderes sagen, als die Wahrheit?

»Vor langer Zeit habe ich diese Welt erdacht, um darin meine Träume zu verleben; um darin frei zu sein. Bis sie eines Tages Wirklichkeit wurde und ich hier gefangen ward. Man kann nicht von einem Freiheitsentzug sprechen, wenn es doch meine Wünsche sind! Leider kann ich nur Weniges in dieser Realität beeinflussen. Ich weiß zwar, wie sie abläuft, was mich erwartet – schließlich basiert sie auf meiner Fiktion des Wünschens. Doch kann ich nicht die Feinheiten festlegen. Somit auch nicht, daß hin und wieder Personen erscheinen. Als ich heute Morgen erwachte, wusste ich, daß etwas anders war. Erst als ich dich erblickte, wusste ich auch, was. Darum, so muß ich es zugeben, ist es allein meine Schuld, daß du hier bist und niemals wieder zurückkehren kannst. Ich sage dir das so offen, da ich hoffe, du würdest mit weniger Zweifel darüber nachdenken können. Das ist die Grundlage deines Hierseins. Das ist der Sinn von dir. Von uns! Und es tut mir unsagbar leid keinen Einfluss darauf gehabt zu haben, daß du hierherkommst. Niemals habe ich wissentlich beabsichtigt, so bestimmend dich aus deinem Leben zu reißen. So bin ich nicht gewillt in meiner Seele. Doch seit ich hier bin, mache ich mir Vorwürfe: Ich tat hier Unrecht, ich machte Jenes falsch. Das Leben ist eben ein Prozess des Lernens. Doch wofür? Dafür, daß man am Ende seines Lebens allwissend ist und letztlich stirbt? Aber nicht hier: Denn mein Traum basiert auf Unsterblichkeit. Das bedeutet, daß auch du dich jetzt damit abfinden mußt, ewig zu leben. Und ich denke, daß du, aus eigenem Willen heraus, dein ewiges Leben nicht auf die Räumlichkeit beschränken willst, der du gerade gewahr bist.« Wieder lasse ich eine stumme Pause verstreichen.

»Ich möchte dir jetzt Zeit lassen.«, rufe ich ihr zu: »Ich möchte nicht, daß du so gleich zu einer Entscheidung kommst. Sondern nur, daß du dich ausschließt und wir

von Angesicht zu Angesicht sprechen können. In meinem Gedächtnis warten die Antworten auf deine Fragen. Ich möchte sie dir nicht vorenthalten. Ich möchte teilen. Bis du dich entschieden hast, werde ich unten im Haus auf dich warten.«

Das ging mir leicht aus dem Mund. Aber das hatte wohl damit zu tun, daß ich ihr nicht gegenüberstand.

Hörbar erhebe ich mich und wandle die Treppe hinab, setze mich dann in die Wohnstube. Und während ich meine Ellenbogen auf dem Tisch verschränke, um meinen nachdenklichen Kopf zu stützen, warte ich auf Anniek. Auf die, auf die ich schon mein ganzes Leben lang warten mußte.

Das Haus ist mir gut vertraut, es ist einfaches Haus, nicht sehr groß, aber auch keine Kate. Als Jugendlicher besuchte ich es gelegentlich, im Urlaub und auch privat quartierte ich mich hier ein. Und seitdem hat es, das heißt die Anordnung der Räume, das Inventar, so eindringlich auf meine Fantasie gewirkt, daß ich es bei vielen Gelegenheiten in meinen Schriften verarbeitet.

Doch es ist nicht das Haus allein, das diesen besonderen Ort ausmacht. Auch gilt zu bewundern, wo das Haus errichtet steht: Hoch oben in den Bergen, an den Wänden eines tiefen Tals, umgeben von einem dichten Nadelwald. Eine unbefestigte Straße führt am Haus entlang, und doch braucht es, selbst mit einem Fahrzeug, nicht unter einer Stunde, um den nächsten Ort zu erreichen.

Und dies ist nun, was meine Sinne beirzt: die Abgeschlossenheit von allem, das menschlich ist; von der Gesellschaft abgelegen. Eins zu sein mit der Stille seines Wesens. Und umgeben von einer Landschaft, die den Betrachter in Urzeiten zurückdenken läßt.

Während ich stundenlang warte, ermüde ich und verlege meinen Sitzplatz auf den Schaukelstuhl, um meinen Rücken zu entspannen. Von nun an sollte alles in Schweigsamkeit verlaufen, um mithören zu können, was Anniek tut. Jedoch, so sehr ich mich bemühte, es ist nichts zu hören. Das kommt mir so seltsam vor, daß ich mir die ungeahnte Begegnung nur eingebildet zu haben einrede. So spreche ich besinnungslos mit mir selbst:

»Oh, wie bedaure ich es doch«, spreche ich vor mich hin und sitze dabei mit dem Rücken zur Tür des Zimmers, »daß du nicht weißt, wie sehr ich mich nach dir verzehre. Als hätte sich ein Schiffbrüchiger nur einen Kranten Brot gewünscht und

ihn monatelang nicht erhalten. Doch seine Bier ist nicht einfach irgendwann ver= stummt, nein, sie verewigte sich auf seiner Liste der größten Lebenswünsche. Auch, wenn er jetzt etwas zu Essen haben sollte, wird sein Wunsch nach Brot niemals be= sänftigt sein; er wird sich stets danach verzehren und alles tun, um es zu erhalten. Und nun siehe an, mich, Annie! Ich lebe in einer Welt, in der meine Träume Wirklichkeit werden, und du bist erschienen. Ist daraus zu schließen, daß ich dich bei mir wünschte? Die Antwort kann nur mit einer Endung lauten. Seit wie vielen Monaten schon erschrecke ich vor deinem Angesicht, so betörend schön ist es. Und wie ich entzückt von der nahen Glückseligkeit, verliere ich jeden Mut, mich ihr zu stellen. So geht das schon seit Wochen und Monaten! Lasse mich nicht weiter leiden! Was soll ich nur tun? Nur du kannst mir helfen ...«

»Inwiefern?«, redet mich eine Stimme von hinten an. Es war wirklich An= nie! die sich ausgeschlossen hat und erstaunlich leise an mich herangeschlichen war.

»Bei Therak und Jhadar!«, schlage ich die Hände bestürzt über meinem Kopf zusammen, da mich ihre Armut in einen steifen Käfig bannet. Ich zittere und vibriere, als sitze ich auf einem Motorblock. Meine Stimme versagt und ich vermag kaum zu schlucken. Die Töne, die ich ausstoße, waren nur noch Luft. Aber dann tut sie et= was, das mich besänftigt und geschmeidig werden läßt, wie ich es nie zuvor gewesen bin.

»Habe keine Angst! Deine Verwirrung ist unangebracht. Ich dachte nach und entschloß mich dazu, dir wenigstens die Chance zu geben, einiges zu erklären. Auch, wenn ich nicht versprechen kann, alles zu akzeptieren.«

Dabei hockt sie sich vor mich hin und blickt mir so tief in die Augen, daß ich glaube, sie werde etwas auf der Wand hinter mir ansehen, so durchsichtig fühle ich mich. Der Duft ihres Körpers steigt mir in die Nase und betäubt meine Sinne noch mehr. Meine Angst überwindend, reagiere ich betagt.

Verlegen gehe ich an ihr vorbei, nachdem ich mich erhoben habe:

»Möchtest du dich setzen?« Ich weise sie an den Tisch und nehme selbst Platz. Unschlüssig will ich das Gespräch beginnen, dann bringe ich kein einziges Wort her= vor. Noch nicht einmal ein Stöhnen. Die Faszination, die mir diese Gestalt entge= gensetzt, bannet meine Gefühle in ein Glas mit Deckel. Und ich bin nicht mächtig genug, diesen leichten Deckel zu heben.



»Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll!«, rechtfertige ich meine Enthaltbarkeit. Immer wieder verschränke ich die Arme auf dem Tisch, dann stütze ich wieder meinen verwirrten Kopf. Ich hatte wirklich keine Ahnung, wie ich sie anreden soll!

»Während einer Lebenszeit gibt es so viele Dinge, die man nicht erschließt, denen man sich verweigert, nur, weil sie einem zu übergeordnet oder beschämend erscheinen. Ja, es stimmt – es gibt tausend Sachen, die man nicht riskiert, nur, weil man eitel glaubt, damit seinem öffentlichen Ansehen Schaden zu können. Ist es nicht in uns allen schon vorgekommen, daß man über einen Marktplatz spazieren möchte, nur mit einem Bademantel bekleidet?«

»Mir kamen solche Ideen noch nicht!«, schmunzelt sie, wenn auch nicht überzeugend beherzt, da sie nach so wenigen Worten meine wahren Absichten noch nicht verstehen kann.

»Nun ja, es war nur ein Beispiel! Dennoch möchte ich nur zu oft auf alle Begebenheiten verweisen, die man aus Mutlosigkeit nicht tut. Ich selbst hatte mich, seit ich mich erinnern kann, davon abgekehrt und wollte mich immer schon anders benehmen, als es gewohnt sein dürfte. So war es auch mit unserer ersten Begegnung. Doch leider habe ich dich nicht allzu oft getroffen, sodaß meine Informationen über dich auf einen Zettel zusammengefaßt werden können, ohne die Schrift zu klein zu setzen. Ich weiß, und darin beschränkt sich der Umfang meiner Kenntnisse, wie du heißt, wo du wohnst, wann du die Schule abgeschlossen, wo und was du studierst. Eine Schwester wartet zu Hause. Und mehr weiß ich darüber hinaus nicht von dir. Ist das nicht erbärmlich?«

»Durchaus nicht. Es ist mehr, als ich von dir weiß!«

»Was weißt du denn?«

»Deinen Namen kenne ich. Und daß du noch zur Schule gegangen, als wir uns zuletzt gesehen ... – seltsam.«

»Was denn?«

»Ich dachte gerade an den Schnee.«

»Ich habe ihn auch nicht vergessen. Erst bedeckte er mich weiß, während ich wartete. Dann bist du zur Bushaltestelle dazugetreten, und plötzlich meinte ich mich abklopfen zu müssen, daß dir die Schneeflocken entgegentrieben.«

Weit öffnete sie ihre schönen Augen und ich sah in ihre Seele. Auch sie erinnerte sich, lächelnd, an diesen Moment.

»Und an noch etwas erinnere ich mich, das ich dem Zettel hinzufügen kann: Daß eine jedwede Ähnlichkeit mit deiner Person in mir das bewirkte, als hättest du selbst vor mir gestanden. Werde ich einer Frau in einem beigefarbenen Mantel gewahr, denke ich sogleich an dich. Mit deiner Tasche, deinen Schuhen, deiner Frisur ist es daselbe.«

Leicht zu erraten war, daß sie sich durch meine unverkennbaren Worte geschmeichelt fühlte. Dabei beabsichtigte ich ja, daß sie meine romantische Zuneigung erahnt. Warum sie nicht darauf reagierte, ist nur auf die Ungewohntheit zurückzuführen. Aus ihrer Sicht heraus kennt sie mich erst seit Stunden. Ich allerdings fasziniere mich bereits seit Monaten für sie. Unentwegt. Und egal, wo ich bin.

»Das hat doch nichts damit zu tun, daß du mir erklären wolltest, weshalb ich hier bin, oder?«

»Oh, doch! Mehr als das sogar! Tatsächlich es ist wohl noch nicht an der Zeit, daß du das verstehen willst. Deshalb werde ich dir stattdessen schildern, was dich in dieser Welt erwartet. Da ich glaube, daß du mit jeder Erklärung offen und gleichzeitig ernst umgehen kannst, will ich dir die Wahrheit nicht vorenthalten. Du sollst aus meinem Mund all jene Beschreibungen vernehmen, wie sie in meinem Geist vorzufinden sind. Eine ehrliche Antwort wird mir oberstes Gebot sein. Bist du bereit?«

»Die ganze Zeit, oben im Zimmer, brauchte ich nicht für eine Entscheidung, ob ich das Zimmer verlassen will oder nicht. Ich entschied, ob ich verstehen kann, was du mir zu verdeutlichen versuchst.«

»Ich will dir alles unverblümt schildern, und hoffe, daß dich keine Angst überkommt. Ich hoffe auch, daß du mich dadurch nicht als Feind ansiehst. – Weder deine Freunde noch deine Familie wirst du jemals wiedersehen. Betilgt ist deine gesamte Vergangenheit, dein Zuhause, deine Gewohnheiten, deine Berufung. In dieser Welt kann und wird sich niemand an uns erinnern. In keinem Land bist du als Bürger registriert, selbst die Länder, die du von der Karte kennst, gibt es nicht länger. Was du von deiner Identität behalten hast, sind dein Name, deine Erfahrungen, dein Wissen und dein Ehrgeiz. Mehr als das gibt es nicht.«

»So ein Unsinn!«, fährt sie berechtigt auf und fesselt sich an die gewohnten Vergleiche mit den Möglichkeiten der alten Welt. In der Tat muß ihr das wie Unsinn vorgekommen sein – nicht anders hätte ich gedacht. Aber Annieß blieb kein Raum zum Zweifeln: Ihre Augen nahmen unweigerlich wahr, daß sie sich in den Bergen befand und in einem unbekanntem Haus erwacht war, und daß ich als einzige Verbindung zu der ihr bekannten Wirklichkeit galt. Was ich ihr sagte, konnte nicht erfunden sein.

»... Und dafür soll ich dich nicht hassen, daß du mir das angetan hast? Ich kann das nicht glauben!«, schmerzte sie in Tränen, die ihr während meines Vortrags hervorgetreten sind.

Scham heimsuchte mich ein weiteres Mal. Konnte sie die Wahrheit in meinen Worten nicht hören? Gerade diese Bestürzung hatte ich doch vermeiden wollen und ich bereute unendlich, da ich nun gefährdet ward, einziges Hassobjekt ihrer Philosophie zu werden. Wieso nur ist das Leben so ironisch zu mir? Glaubst es, mir bedürfe es noch an Erfahrung, als habe ich noch nicht ausgelernt?

»Ich selbst bin momentan zu keiner großen Ermunterung zu gebrauchen, da ich immer noch durch zwei so starke Emotionen bestimmt bin: Einerseits die Reue darüber, für den Fortlauf deines Lebens so eingehend gewirkt zu haben. Andererseits freue ich mich über dein Hiersein.«

Sie sagt dazu nichts. Wie ich es erwartet habe.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich nicht weiterspreche.«, biete ich leise, aber ungehalten an.

»Nein!«, sagt sie stattdessen und wischt sich die stillen Tränen von der Wange: »Ich will mehr von dir und von diesem Land hier wissen!«

Sie setzt ihren verlorenen Blick auf der Tischplatte ab. Mich wundert dieses seltsame Verhalten: Ist nicht anzunehmen, daß eine Person, die gerade eine solche Enttäuschung erfahren hat, sich in Schweigen hüllt anstatt nach der Ursache ihres Unglücks zu forschen?

Freue ich mich darüber oder bleibe ich misstrauisch? Das gibt mir die untrügerische Hoffnung, mein Ansehen bei ihr doch noch retten zu können. Es ist, als müßte ich den entscheidenden Krieg in meiner Biografie führen, da er eben alles – das Grundlegende meines Lebens – entscheiden sollte: Entweder würde sie mich hassen,

die ich liebe; oder ich liebe jene, die mich liebt. Ein Frevel zu denken, ich könnte ihren Entschluss errahnen!

»Da war immer ein leuchtendes Fenster. An den Wochenenden wohl häufiger, als mitten in der Woche. Und immer, wenn ich Zeit hatte oder mich berufen fühlte, schlug ich mein eigenes Fenster auf und spähte in die dunkle Nacht. Gleichgültig, ob es am frühen Abend oder so spät, daß man annahm, die ganze Welt müsse im Bett liegen. Ein Blick nach links und ich sah das beleuchtete Fenster eures Hauses. Und egal, wann ich das tat: Stets verhalf mir die Vorstellung, du würdest noch wach sein, zu einem besseren Gefühl, mich selbst zum Träumen zu legen. Wie verzehrte ich meine Stunden mit der Überlegung dich endlich wiederzusehen; wie schwamm ich in der einzigen Erinnerung, die ich hatte; wie schnell würde ich sie vergessen? Meine Trauer umfasste den Planeten und zog an Sehnsucht sogar die am weitesten entfernten kosmischen Körper unserer Kenntnis ein Stück näher an mich heran. Aber es waren nicht etwas so Banales wie die Planeten – als Gleichwort für Macht und Wohlstand! Was sollte ich damit anfangen, wenn ich einsam wäre? Bei Jhadar: Ich weiß von solchen Menschen, die diese Frage mit entzückendem Nachdruck beantworten wollten! Doch suchte ich nach Macht, die ich längst hatte, oder Reichtum, der mir stets fehlte? Ich suchte etwas für die Ewigkeit: eine Liebe gar, die so heilig wäre, daß ich sie niemals vergessen wollte; niemals einschätzen könnte, was sie mir am nächsten Tag bringen mag. Ja, meine unvergleichbare Sehnsucht schlug tatsächlich in solchem Umfange aus, daß ich zu fantasieren begann. – Und plötzlich war ich hier ..., in meinem Traum, gleichsam wie du.«

Ich halte inne: »Ich glaubte zu ersticken, als ich erstmalig in deine Richtung sah; ich glaubte, mir müsste schwindelig werden, um den Überfluß an begehrten Gefühlen auszugleichen! Wie beschreibt man einen Eindruck, der einem das Totsein und doch alles Geschehene mitanzusehen? Als krank? Als wahnsinnig? Oder als verliebt?«

Meine Frage richtet sich an Anniek. Sie sieht nicht auf, aber hat mich verstanden. Daran setze ich an:

»Ich liebe Dich, seitdem ich dir das erste Mal begegnet bin – so hilflos, als wäre ich versessen auf Anerkennung. Ich liebe dich so sehr, daß gar, beschau diese Welt, eine Wirklichkeit aus meinem Geist entsprungen ist und ich uns hierher brach=

te. In dieser Welt ist unser beider Identität von keiner Bedeutung. Unsere Familien kennen uns nicht mehr. Wir sind heimatlos und haben doch eine Heimat in Aussicht. Wir sind hier und wir können hier leben, indem wir Verständnis aufbringen. Oder wir leben hier für den Rest unseres Lebens mit der Einsicht von nichtiger Akzeptanz, daß wir all das nicht wahrhaben wollen. Nur kann ich nichts an unserer Situation verändern, selbst wenn ich es wollte! Dieses Leben ist ein Geschenk, meine Liebe – und nun liegt es an uns, ob wir es annehmen ... oder verwerfen. Mit der Folge, uns selbst eine Hölle zu bereiten. Ich weiß, daß alle Schuld für dieses Sein bei mir liegt; ohne mich wärest du nicht hier; würdest nicht sehen, was ich sehe. Aber du sollst auch die Reue erkennen, daß ich dein Schicksal nicht festlegen wollte. Mein Wunsch, dich hier zu haben, war geheim, nicht gefordert. Alles ist irgendwie außer Kontrolle geraten und nun ... ist es so. – Wenn du mich also anzuklagen verlangst, dann will ich versuchen es zu ertragen.«

Mehrmals atme ich schwer ein und aus, dann zische ich mit letzter Kraft heraus: »Bitte lasse mir deine Antwort zukommen. Ich aber muß jetzt erst einmal an die Luft. Du findest mich vor dem Haus.«

Daraufhin erhebe ich meinen entglittenen Leib und gehe trunken auf die Eingangstür des Hauses zu. Ich mag mich erinnern, daß ich auf meinem blutenden Weg immerzu flüsterte: »Erhabene Königin, über allem stehend: Wie liebe ich dich; wie sehr seit so langer Zeit. Ich begehre doch nur eines. Das, was sich jeder Verliebte erhofft – ... Anerkennung.«

Torkelnd erreiche ich die Bank vor der Schafweide und sackte nieder. Was hatte ich da bloß gesagt? Ich stellte ihr ein Ultimatum! Sollte man so etwas in einer überreizten Situation tun? War denn nicht mein Antrieb, sie dahin zu führen, sich so wenig wie möglich belastet diesem Leben zu nähern und nicht gleich jetzt eine folgenreichere Entscheidung zu setzen, die sie vielleicht einige Stunden oder Tage oder Jahre später anzweifelt? Ich meine, daß ich da anders denke. Denn immerhin bin ich als »Ureheber« einer ganzen Welt unbekümmert in Bezug zu meinem Leben. Ob ich lebe oder sterbe, ist mir egal. Hauptsache diese Eine ist bei mir, die ich liebe.

Vermutlich verging eine Stunde, ich weiß es nicht mehr, obschon es mir nur wie eine halbe vorkam. Mein Gehirn nicht mit Denkereien zu beschäftigen half mir, diese Zeit zu überbrücken. Dann kommt sie zur Tür hinaus und ich winke ihr zu.

Sich immer wieder umsehend – schließlich war sie mit der Umgebung nicht vertraut – begibt sie sich vorsichtig in meine Nähe. Als sie zwei Meter neben mir steht, gestikulieren meine Hände sich zu setzen. Und wirklich tut sie es! Derweil vermeide ich jeden Augenkontakt, aus Verlegenheit, ihr Anblick würde mich zerfetzen.

»Ich bedaure, eine falsche Entscheidung getroffen zu haben, dir den Ausgang jener schweren Wahl überlassen zu haben, der möglicherweise den Rest deines Lebens bestimmt. Damit mag ich nicht sagen, daß ich für dich diese Wahl treffen will. Ich schlage daher vor, daß wir erst einige Tage verstreichen lassen, ehe ...«

»Nein.«, unterbrach sie mich forsch, »Diese Zeit brauche ich nicht.«

Sie senkt den Kopf und schaut auf ihre Füße.

»Ach nein?«, erstaune ich überrumpelt.

»Wirklich nicht.«, wiederholt sie selbstsicher: »Wenn du tatsächlich die Wahrheit sagst – und deine Ansprache hat mich hinsichtlich ihrer Ernsthaftigkeit überzeugt –, so bin ich gewillt, meine Abfindung anzunehmen! Dabei wäre es falsch, jemandem die Beachtung abzuerkennen, der all das hier aus sich selbst heraus erschaffen kann!«

»... Aber höre doch: Es ist keine Sklaverei! Wenn auch die Umstände gleichsam ungewöhnlich wie ungewohnt sind – du bist frei!«

»Vollkommen frei, meine ich, kann ich mich allein in einem Abbild deiner Psyche bewegen.«, häßigt sie ohne Zögern.

»Ich sagte doch schon, daß es mir leid tut. Du hast für einen Vorwurf alles Recht. Ich kann nicht wirklich bestimmen, was hier geschieht; wer kommt oder geht! Ich bin zwar die Wurzel, aber nicht das Gehirn dieser Welt. Oder zumindest nicht die Exekutive, die alle Beschlüsse in die Tat umsetzt. Ich sehe mich mehr als einen stillen Berater, der mittels seiner Wünsche einen Vorschlag anbringt, der dann entweder genehmigt oder abgewiesen wird! Bei dem Wunsch, diejenige, die ich liebe, hier bei mir zu wissen, hatte ich wohl Glück.«, betone ich und will aus Scham zu Asche zerfallen.

Fast zu lächerlich, aber durchaus ernst muß ich mich damit auseinandersetzen.

»Weißt du eigentlich, wie oft ich mich nach dir gesehnt habe? Einfach nur in deinen Armen zu liegen und zu schlafen? Mehr wollte ich nicht sein: nicht mehr als ein Schlafender ohne Gewissen, der lediglich mitbekommt, wie die Welt an ihm vorüberzieht. Umso schmerzlicher war es dann, wenn ich die Augen zusammenkniff, um

nicht sehen zu müssen, daß ich eben nicht in deinen Armen lag, sondern nur kurz eingeschlafen bin. Wahrhaftig kann ich über mein vorheriges Leben nicht klagen: Ich hungerte nie, hatte immer einen Schlafplatz, konnte mich frei entfalten, was Eigenstudien und Kreativität angeht. Und trotzdem die ganze Zeit über mit dem fantastischen Theorem im Hinterkopf, das nicht mehr auszusagen schien, als: Alles, was du bisher gesehen hast, ist falsch; alles, was du bisher getroffen hast, ist schlecht. Es existiert ein Mädchen, das dich einmal so bezirzen wird, daß du sie deinen Lebtag lang nicht mehr vergessen kannst! Und diejenige warst du, von der ich einfach nicht mehr lassen wollte.«

Versteinert, wie eine Elster, die beim Samensuchen auf der Erde erwischt worden ist, blickt sie mich mit beängstigender Lüsterheit an, die sie niemals zeigen dürfte. Unentschlossen, wie ein Stein, der einen Hang hinunterrollt, wälzt sie ihre Sorgen an mir ab und wetzt im Sinne bereits jetzt den Degen, mich damit zu erstechen. Sie scheint zu wissen, daß sie mich als Einzige töten kann. Denn wer mächtig ist, der liebt. Und ein Liebender kann nur durch das Objekt seiner Liebe getötet werden.

»Was soll ich hierzu sagen?«

»Sei nicht schüchtern. Ich kann nicht minder ertragen, daß es immer wieder Personen gibt, in denen so viel mehr steckt, sie aus Scham aber nichts davon zeigen wollen! Die Verheißung, meine Gute, ist einer der Wege zur Unendlichkeit!«

»Was heißt das?«, fragt sie liebenswert unschuldig.

»Eben das, das man sich darunter denkt. Und gewiss wird sich jeder etwas anderes bei diesem Satz vorstellen – nur nicht das, was der Urheber einst gemeint hat. So ist das nun einmal mit der schöpferischen Philosophie!«

»Du redest mit mir, als seist du mir vertraut. Und doch habe ich dich nur wenige Male gesehen!«

»Reicht das nicht?«

»Mir nicht.«

»Mir schon!«, brause ich ungehalten auf: »Zu lange habe ich warten müssen, und ich habe nicht vor, mein ganzes Leben in einem Wartesaal zu verbringen!«

»Aber durch dein vorschnelles Handeln wirst du dich nur in Gefahr begeben! Und am Ende womöglich die falsche Wahl treffen!«

»Du meinst die falsche Wahl in Bezug auf dich? Ausgeschlossen!«

»Nun sey nicht so verschlossen und naiv. Du weißt ebenso wie ich – und hier= bei muß meine Erfahrung sprechen –, daß das Leben an jeder Ecke mit einer neuen frustrierenden Überraschung lauert, die einen erkennen läßt, daß es schon bessere Zei= ten gegeben hat. Man verliert den Mut, sich einer neuen Minute seines Daseins zu stellen und mag am liebsten in ein Exil gehen, das nicht auf dieser Erde liegt!«

»Ich habe dich über Monate intensiv studiert!«

»Sagtest du nicht, du hättest mich nur selten gesehen?«, zieht sie die Wahrheit mit einem cleveren Augenblinzeln hervor.

»Das stimmt, aber ...«

Sie läßt mich nicht ausreden:

»Wie kannst du in deiner maßlosen Arroganz und unterschätzenden Feilscherei annehmen, daß ich die Person sein soll, die du liebst?«

»Ich weiß auch nicht.«, mir wollten Tränen in die Augen steigen, »Ich sehe dich an und weiß es eben!«

»Das soll die Antwort eines Mannes sein, dem ich einmal in seriöser Absicht vertrauen soll? – So verwirrt und andachtlos? Wie kannst du wissen, daß ich deine große Liebe bin, wenn du mich nicht kennst? Glaubst du, ich war noch nie verliebt? Das, was du empfindest, klingt für mich eher nach Verliebtheit, die auf rein visuellen Eindrücken und hormongesteuerter Begehrlichkeit gründet!«

»Ich schätze, du hast mich gebrochen. Und das auch noch schneller als jeder Mensch vor dir.«

»Du wurdest schon einmal gebrochen?«, nimmt sie sich meiner interessiert, wohl aber neugierig an.

»Bei Jhadar: jawohl. Aber niemals in einer solchen Präzision, wie du sie mir vorführst. Als sey es ein neues Metzger=Messer für den Haushalt. Ideal zum Schneiden, Portionieren. Seht, wie es zusticht, wie scharf und gefällig es sich den Händen erweist; mit einer Eleganz fährt es durchs Herz, ... und spaltet es. Ich bin uneins, Leben!«

»Zu wem oder von was redest du? Wurdest du nicht von einem Menschen ge= brochen? Enttäuscht und betrogen über einen Zeitraum, der jedem Eifernden miß= fällt?«



»Gewiß. Abermals hast du mehr bemerkt, als jeder andere. Ich sehe, daß ich dir rückstandslos ergeben bin und mich dir zugeneigt fühle, wie ein Kimsal dem erhabenen Strom zum Meer.«

»Höre doch auf! Was soll die Schmeichelei? Sehe ich etwa aus, als sey ich etwas Besonderes?«

»Die wenigsten besonderen Dinge sind auffällig.« Leise und vorsichtig waren meine Worte geworden.

»Danke für dieses ... Kompliment!«, gibt sie verlegen zu.

»Du hast es doch heraufbeschworen! Also gib mir nicht die Schuld!«, weise ich jede Beteiligung am Unglück von mir.

»Nun ja.«, gesteht sie ein, während ich zeitgleich spreche: »Es ist wohl doch mein bekümmertester Trieb gewesen, der unheilvoll ausfloß!«

Durch jene Überschneidung der Sätze des zumindest für mich faszinierenden Streitgesprächs ergibt es sich, daß wir innehalten und einander ansehen. Gerade so, als wären wir uns noch nie begegnet und gerade eben mit dem Kopf zusammen gestoßen!

Die ausstechende Sinnlichkeit ihres Blickes tut mir in den Augen weh. Es mag auch sein, daß mir die Sonne in die Pupillen strahlt, doch konnte ich gerade vor meinem Sinneschwund erkennen, daß ich nach vorne den Schatten werfe. Die strukturlose Silhouette ihres bezirzenden Antlitzes ist geradezu hyperploidal, also sich nicht Vorschriften und Regeln unterwerfend. Das, was anfangs paradox klingt, da ihr Gesicht meiner unbestimmten Beschreibung nach weder normal noch außergewöhnlich gräulich wirkt, ist doch das Ergebnis einer einfachen Gleichung. Ein Gemeiner wollte sich denken, das Charakteristikum ihres Gesichtes müßte zwischen den beiden bezeichneten Grenzen zu finden sein, doch ist es in meinem Verständnis eher abgewandelt: Ich selbst sehe sie als dermaßen schön, daß mich der starre Blick auf sie beinahe magnetisch anbindet. Andererseits mag ich mich stets davon abkehren, um nicht der Sehnsucht zu verfallen, und um nicht geblendet zu werden, was ihre Über sinnlichkeit angeht.

»Keineswegs bist du unauffällig. Ich habe Erinnerungen an Abende, an denen mich deine beispiellose Hysterie der Anmut so dermaßen beeindruckt hat, daß ich glauben wollte, du seist nur ein Traum, und ich hätte mir alles eingebildet. Doch

wie kann man sich mehrere Monate einfach nur so einbilden, ohne sich Gedanken dabei zu machen oder zumindest irgendwie angeregt worden zu sein? Und das zu einem so beispiellosen Thema? An einer gewissen Stelle vermochte ich meine Illusion nicht mehr konkret zu beschwören wie damals, als ich dich noch mehrmals in der Woche gesehen habe, nur, weil ich ebenso mit dem Bus gefahren bin. Und dann habe ich alles vergessen. Ich versuchte, meine Erinnerungen wiederzuerwecken, auszugraben, zu rekonstruieren; zu restaurieren. Leider gelang mir dies nur zu den wichtigsten Ereignissen. Und leider zählen zu den verlorenen Erinnerungen auch einige Träume, die ich allein schon wegen meines Hobbys gerne im Gedächtnis behalten hätte.«

»Was ist das für ein Hobby?«

»Somniologie. Und noch ehe du mich fragen wirst, was das sein soll (auch, wenn ich gerne eine aufdringliche Frage in Kauf nehme, nur um deine Stimme zu vernehmen), will ich dir die Antwort geben. Somniologie, das bedeutet die schriftliche Tradierung und Erforschung der Träume. Und eben solche Träume habe ich zu Hunderten dokumentiert und analysiert. Daraus erhoffte ich mir die aus Statistik hervorgehende Ableitung von Zusammenhängen zwischen Wirklichkeit und Erträumtem. Ich bin so geboren worden, daß mich alle Träume faszinieren und ich in allen einen Weg zu Glück sehe. Sie sind der einzige Ausweg des Sklaven und Gefreuchteten. Des Diebes und des Künstlers zugleich. Des Reichen und des Armen. Jedermann, der seine Sorgen in der Wirklichkeit nicht zu bewältigen weiß, kann in Träume fliehen, um sich dort Rat zu holen und in ihnen zu entspannen. Und vermutlich ging meine Leidenschaft mit mir so weit, daß das hier entstand. Eine Welt, in der man wahrhaftig für immer leben kann, nein: dazu verdammt ist, in ihr zu leben. Für mich ist das keine Geißel, schließlich ist es das, was ich mir gewünscht habe.«

Daraufhin neige ich mein Kinn von ihr beschämt ab und zähle die Grashalme am Boden.

»Und wenn du heute hier ohne mich sitzen würdest? In Gedanken, ob du mich zu dir holen solltest oder nicht, noch zu Zeiten, da du eine gewisse Wahl über mein Schicksal treffen kannst? Was würdest du dann tun?«, haucht es sanft in meinem Ohr: »Tätetest du dich dann auch entschuldigen?«

»Für eine vorsätzliche Tat?«

»Die immerhin meine Zustimmung untergraben hätte!«

Mein Blick fährt vom linken in ihr rechtes Auge und zurück. In jedem neuen Winkel suche ich eine Rechtfertigung für meine große Schuld: »Ich ..., weiß es nicht.«, gelingt es mir noch zu stottern, ehe ich in anhaltende Schweigsamkeit verfall.

Schließlich ergänze ich meine Aussage: »Vermutlich sollte ich mich auch dann entschuldigen.«, verkümmert mein Ausdruck und war ganz bescheiden im Vergleich zu ihrer erhabenen Majestät. Aber viel mehr als Abstinenz und Uneinigkeit vermochte sie nicht zu unterdrücken. Denn ansonsten zeigt sie sich dermaßen offen und hellhörig, daß es mir alle Sinne verschlug. In einem Land wie diesem.

Das, was ich mir am meisten gewünscht habe, war endlich eingetreten. Und doch musste ich jetzt dafür büßen, als hätte ich mich von Anfang an mit einem verzwickten Vertrag eingelassen, der ungefällige Unterpunkte zu verbergen weiß. Meine Fantasie fokussierte sich jetzt auf den Höhepunkt unseres Gesprächs:

»Und was tun wir jetzt?«

»Müsstest du das nicht eigentlich wissen, wenn du doch der Erschaffer dieser ... Fantasie, oder wie auch immer du es nennst, bist?«. Ihr Hohn schallt deutlich.

»Sei bitte nicht so streng mit mir. Mehr als mich zu entschuldigen kann ich nicht.«

»Doch! Du könntest mich wieder dorthin zurückbringen, von wo ich kam!«, zischt sie giftig und abermals wende ich mich getroffen ab.

»Ich sagte schon einmal, daß ich das nicht kann! Was geschehen ist, läßt sich nicht auf gleichem Wege rückgängig machen!«

Ich musste einfach pausieren und atmen

»Welcher Beschäftigung bist du nachgegangen«, begann ich aufs Neue und nachsichtig, »als ich dich zu mir holte? – Ich selbst saß in meinem Zimmer und schwelgte in Träumen, als ich hier erwachte. – Was hast du getan?«

Für die nächsten Sekunden blickt sie mich erst recht verstört an. Daran setze ich nach: »Hast du dein Dasein wirklich so genossen, daß du nicht zumindest einmal an eine Flucht, einen Ausweg gedacht hast?«

»Höre doch auf! Mit solchen Gedanken musste sich jeder Heranwachsende einmal befassen!«, blockt sie ab und tat, als stünde sie darüber. Das jedoch gab mir nur noch mehr Anlass sie zu bedrängen:

»Doch bist du jetzt kein Kind mehr, sondern eine erfahrene Person. Eine, die sich jeder Untat bewusst sein und jedes Verständnis aufbringen kann, wenn es doch nur ehrbar ist. Es ist nicht ohne Grund geschehen, daß du die Auserwählte bist, die zu mir geholt wurde. Denn seit Anbeginn meiner liebenden Triebe habe ich mich stets nur auf Jene verstanden, die einsam sind, die besondere geistige Vorstellungen von der Welt haben; die auf Höheres hinaus wollen, als der sture Mensch unter ihnen, der langsam ausstirbt. Ein erhebender Moment jedes Mal, wenn ich mich wieder nach Einer umdrehte, die in ihren Augen den Anspruch auf etwas Unterstützung forderte. Doch du bist wie der Kern einer ganzen Generation, die ich zu lieben mochte. Keine von denen liebte ich wirklich; jedoch hat es sich bewährt, mich an ihnen auszurichten. Zu lernen, was man wünscht und begehrt. So konnte ich mein schärfstes Sinnesorgan – den Trieb, eine Außergewöhnliche zu finden – nur noch besser in die Umwelt entlassen und schließlich ... dich finden. Du allein wurdest auserkoren, meine Wahl in der Suche nach dem Glück zu entscheiden! Du bist hier, weil ich lebe. Und ich bin hier, weil ich ..., weil ich ...«

»... dich liebe?«

Und »... dich liebe!«, wiederhole ich mit zärtlicher Stimme. Mutig schaue ich sie an. Endlich scheint sie erkannt zu haben, daß nur wenigen das Privileg zuteil werde, dessen es sich so wechselhaft erweist, sich nach den Bedürfnissen zu richten, und nicht umgekehrt. Ich erwarte eine Antwort, höre aus ihrem Mund aber Anderes:

»Ist es schlimm, wenn ich jetzt wieder auf das Zimmer gehe, in dem ich erwachte?«

»Was willst du denn dort?«

»Ich habe im Moment keinen dringlicheren Wunsch, als nachzudenken. Irrendwie meinen Schädel zu entleeren. Ich fürchte, er würde mir sonst platzen!«

Dabei lächelt sie zum ersten Mal nach einem solch zornigem und ehrgeizigem Gespräch.

»Du kannst gehen, wohin du willst, Annie! Ich werde hier draußen sein, wenn du eine Frage hast, oder mich anders brauchst!«, lächle ich zurück. Und entzückt nickt sie, bevor sie von dannen zieht.

Sie ist nicht minder ein Herrscher über diese Welt als ich. Doch was bedeutet es zu herrschen? Innezuhaben – jenes »Institut der obstruktionalen Monarchie«? Heißt das, ich sey nur dann ein würdevoller Herrscher, wenn ich voraussichtlich mit einem Schwert durch die Hallen meiner Feinde ziehe und jeden enthaupte, der meine Tyrannei gefährdet? Oder bedeutet es etwa, daß ich so lange weisagen muß, bis ich mir selbst nicht mehr vertraue und schließlich den Verstand einbüße?

Zu lieben, ist für wahr nicht einfach. Doch hier bietet sich mir schon die Chance und ich fühle mich unfähig zuzugreifen. Ich kenne meine Bestimmung, meine Gesinnung und meine Erfahrung, und dennoch kann ich weder sagen, wie Annie sich morgen gibt oder in einer Stunde. Oder niemals. Vielleicht ist mir vorgesehen, in zehn Minuten von einem Blitz erschlagen zu werden. Vielleicht soll es mir so sein, daß ich in zehn Minuten Flügelschwingen aus meinen Rücken werfe und in den Horizont fliege. Vielleicht werde ich auch in zehn Minuten noch immer auf dieser Bank sitzen und dummes Zeug denken.

Ich beanspruche das Recht zu sagen, was mir liegt, weil ich durch Ungewissheit betrunken gemacht wurde. Derart großen Eigenzweifel habe ich in meinem Leben niemals zuvor empfunden, wie jetzt in diesem einzigartigen Moment. Wie hoffe ich, daß sich Annie für dieses Leben, für mich entscheidet und fortan hier leben will.

Die meisten ursprünglichen Kulturen sehen unter Zwang eine vergleichsweise große Toleranz, in einer geschaffenen Welt zu leben, solange sie nur leben. Aber Annie ist weder eine Kultur, noch primitiv oder einfältig. Sie ist, was sie ist. – Mir fehlen die Worte!

Wie also kann man sie einschätzen, bewerten und schützen? So, wie ich auch mit mir verfare, oder zu jenem Zeitpunkt, wenn ich mich mit einem alten Freund treffe? Vielleicht einem aus meiner Armeezeit? Doch selbst mit den schlimmsten Trotteln aus dieser Zeit habe ich mehr Sätze gewechselt, als mit der erhabenen Annie! Wie fremd mir das Naheliegende doch immer noch sein kann! Selbst, wenn man es im Besitz weiß!

Anniel, Anniel. – Noch immer erweckt dieser verheißungsvolle Name Ehrfurcht und Anmut in mir, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo mir tatsächlich die Knie weich wurden, sobald ich sie sah: Wie oft habe ich mir Vorstellungen darüber gemacht, was ich wohl sagen könnte, wenn ich ihr einmal gegenüberstehe. Und wie flüchtig habe ich gesprochen: »Sei mein. – Ich liebe dich!«

Blickte ich nur aus dem Fenster und sah, wie sie gleitenden Schrittes auf ihr Haus zuging, nur zehn Meter an mir vorbei – getrennt durch Glas und Holz –, so stockte mir der Atem. Nicht nur, weil manchmal Tage und Woche vor einem Wiedersehen lagen; sondern weil ich mir auch verbildlichte, ich könnte ihr wirklich gegenüberstehen – diesem Dämon der Ungeduld.

Was anderes will ich schon sagen, als daß es mir leid tut, ihr in all den Jahren nicht nachgeweint zu haben und sicher werde ich mich in ferner Zukunft dafür offenbaren, daß ich nie an ihre Tür klopfte und ihr meine Liebe gestand. Im Alter werde ich bei solchen Gedanken nur sagen können: »Sicher: Damals war ich jung und ängstlich. Heutzutage bin ich zu alt, um Furcht zu zeigen!« – Was für eine erbärmliche Ausrede! Die einzige, die mir als Greis noch einfallen wird. Was aber wird mir jetzt einfallen, um die nächsten Stunden zu überstehen? Um nicht in würdelosen Mißkredit zu verfallen, als sey ich Sünder und hätte Panik vor einem Gläubiger? Werde ich mich wieder mit Ausreden abfinden können, oder wahren Eifer leisten; echte Liebe offenbaren und verteidigen, als wüßte ich von meinem morgigen Tod?! – Lieber lasse ich es etwas ruhen, so spricht der Feigling im Angesicht der höchsten Gewalt auf Erden.

Den angebrochenen kümmerlichen Abend bringe ich damit zu, schweigend auf meiner Bank zu sitzen und mich voller Bewußtsein zu fragen, was Anniel gerade tut. Das frage ich mich zwar, lange bevor ich in ihrer Tür stand, doch jetzt bedrängt es mich besonders, da ich ihr so nahe bin. Minder fürchte ich den Tod als den Gedanken, mein Dasein ohne Liebe verlebt zu haben.

Es gilt eine Lösung zu finden, die uns beiden gerecht ist. Einerseits habe ich darauf zu bestehen, sie für den Rest meines Lebens zu lieben; ihr jedoch habe ich das Recht auf freie Entscheidung einzuräumen. Ich wünsche keine Sklavin; ich bin kein Herr.

Hätten wir in einer Zeit gelebt, in welcher man sich dem gesellschaftlichen Narrentanz nicht mehr hätte beugen müssen, wäre jede meiner Entscheidungen ohne Hinterfragung nach Unrecht. Mir erscheint es wie eine göttliche Anweisung, Anniek zu lieben; und im Zweifelsfall sie auch davon zu überzeugen, mich zu lieben, obgleich ich in diesem Werk einen berechtigten Widerspruch sehe.

Dagegen steht meine unbeirrbar Vernunft, Anniek zu lieben, weil ich glaube, daß es für mich das einzig Heilige auf der Welt ist. Das Einzige, das ich wirklich verstehen und unterstützen kann. Wofür ich immer offen sein werde und stets gerecht geneigt. Aber bis es soweit ist, muß ich die Gunst der Angebeteten mit Balz erringen. Und das zu schaffen, ist momentan mein Lebenszweck.

Betrübt und der Meinung, schon genug nachgedacht zu haben (mich plagte sozusagen die Langeweile darüber), stoße ich auf und betrete das Haus. Mit vorgehaltener Brust, falls Anniek mir aus Frustration über ihre hiesige Gegenwart ein Messer des Gerechten in den Leib rammen will, schreite ich leise den kühlen Flur entlang und erwarte hinter jeder Ecke meine verdiente Strafe. Jedoch, mir begegnet niemand.

Ob Anniek in ihrem Zimmer sitzt und sich so lange einschließen will, bis auch sie zu einer Erkenntnis findet, die meiner gleicht?

Die Stube erreicht, setze ich mich an den Tisch – auf jenen Stuhl, sodaß das Fenster rechts von mir liegt. Die Arme liegen ermattet wie nach einem Boxkampf auf der Tischplatte; sie schienen mir nicht einmal fähig, einen Galgenstrick zu knüpfen. Schließlich sackt auch mein Oberkörper zusammen, direkt auf die Schutzlosen Hände, die unvorbereitet sind, ein solches Gewicht aufzufangen. Dumpf schlägt mein Haupt auf das Holz und federt einen Fingerbreit zurück. Alles kommt zum Stillstand. Einzig der verflingende Schlag meines Herzens scheint keine Ruhe zu finden.